

# Johannes Weber

Autor(en): **H.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573544>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Roman Henry sann über diese Zeit wie über etwas in holder Ferne Verbliebenes. Er starrte in die Tiefe... Da stieg die Vision, wie er sie niemals gesehen. Die Tiefe schwand. Aus dem Fenster führte ein Weg... Roman Henry trat zurück. Sein Gehirn und sein Leib erglühten in der strahlenden Erfüllung dieses Traumes. Mit einem spannungsvoll neugierigen Zug um den Mund und einer bänglichen Seligkeit in den Augen schritt er hinaus...

\* \* \*

Er lag schon zwei Tage in der Morgue, als seine Schwester, eine hohe schlanke Dame, ins Hotel kam, um das Letzte zu regeln.

Gabriele wurde vom Garçon gerufen; denn die Fremde wollte mit ihr reden.

Silig stieg sie nieder. Sie hatte ja ihr Herz so voll von Jammer und Verwirrung. Als sie aber im Bureau stand, sprach die Fremde gar nicht zu ihr, sondern zum Wirt und fragte ihn, ob dies die Person wäre, mit der er zuletzt gelebt.

Da verlor Gabriele allen Mut und ging wieder hinaus. Es rief sie auch niemand zurück; denn mehr, als daß sie sich zeige, schien man von ihr gar nicht gewollt zu haben. Sie mochte auch nicht im Hause bleiben, solange die Fremde zugegen war. So ging sie zu Fuß zum Châtelet und fuhr mit dem Métropolitain zum Père-Lachaise.

Es waren drei Tage vor Allerheiligen.

Wie sie in die große alte Gräberstadt trat, wurde ihr ruhig und friedvoll zu Mut. Sie fand es selbst rührend, da sie in ihrem schwarzen Kleid wie eine kleine Witwe die große Allee hinaufschritt, am Totenmonument vorbei, zur Höhe des Berges, wo die Kapelle und die Silhouetten der Bäume den Horizont abschneiden. Rings war man geschäftig, die vielen kleinen Grabtempel zu schmücken für das nahende Fest der Toten.

Gabriele stand still und sah lange nach einer schö-

nen Frau, die große weiße Chrysanthemen in die Vasen trug, die in solch einem Tempelchen standen. Darinnen brannten Kerzenleuchter von schlanker, hagerer Stilisierung und warfen ein grünes Zwielficht in den Raum. Und daneben stand ein Diener und hielt in der Hand einen Beischemel, und sein Gesicht war so stumpf, als ob er eine wächserne Maske davor hätte.

Auf der Höhe setzte sie sich auf eine Bank. Sie war recht matt und niedergeschlagen.

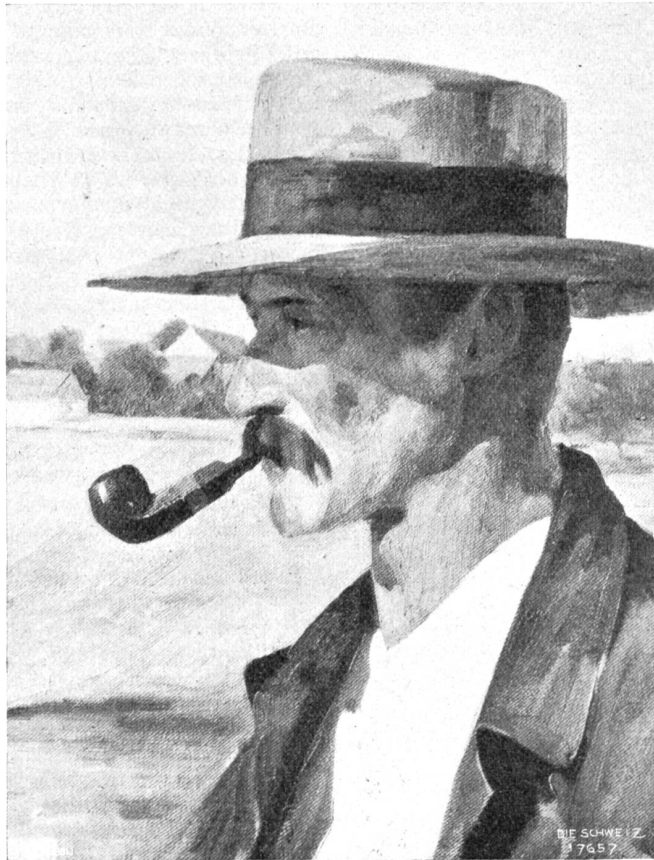
In der Ferne donnerte und dampfte Paris. Ein weißer, schimmernder Nebel lag über den Dächern, Türme und Kamine ragten hinein wie dunkle Striche und Akzente. Irgendwo raste ein Zug vorbei. Aber in einem ganz unwirklichen, ersterbenden Ton.

Sie dachte an den Augenblick, da man Roman Henry heraufgebracht. Er war schon starr und leblos. Ein Gemüjeweiß hatte ihn auf der Straße gefunden, als sie gegen fünf Uhr morgens von der Place du Panthéon her zu den Hallen fuhr.

Gabriele hatte sich über ihn geworfen und geschrien und, als es nichts half, ihm ihre zärtlichsten Worte gesagt: „Mein Liebling, mein Herz, mein kleiner Hase, mein armer, kleiner Kohlkopf...“ Denn so war sie als Kind oft von ihrer eigenen Mutter genannt worden.

Nun sann sie über die vergangene Zeit und über das dunkle Ereignis nach und vermochte es nicht in die Ordnung eines deutlichen und verständlichen Bildes zu

bringen. Dennoch hatte sie eine leise Ahnung, wie vielfältig und kompliziert der Streit und die Formel von Roman Henrys letzter Lebenszeit war. Und sie trug auch, bei ihren so jungen Jahren, in ihrer Seele noch soviel Erstaunen und Verwunderung über das Dasein eines Menschen an sich, daß sie an sein Recht zur Erfüllung eines besonderen und abseitigen Schicksals glaubte und davor in schöner Ehrfurcht eine dumpfe Scheu empfand.



Joh. Weber, Zürich.

Bildnis des Bauerndichters Alfred Suggenberger.

## Johannes Weber.

Mit einer Kunstbellege und acht Reproduktionen im Texte.

Der Maler, den wir heute unsern Lesern vorstellen und ihrer Beachtung empfehlen möchten, Johannes Weber, stammt von Zollikon, wo er 1871 geboren wurde. Die Schulzeit, die

er dort verbrachte, sollte in eine Kaufmannslehre ausmünden; allein einer seiner Lehrer, H. R. Gyger, war einsichtsvoller: er wußte von den Eltern die Zustimmung zu erhalten, daß

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

statt eines Kaufmanns ein Jünger der Kunst aus dem Knaben würde. Vom Sommer 1886 bis Herbst 1890 besuchte Weber die Kunstgewerbeschule in dem benachbarten Zürich, errang sich das Fähigkeitszeugnis als Zeichenlehrer und wiederholt auch erste und zweite Preise für Entwürfe zu kunstgewerblichen Arbeiten. Ein Jahr versah Weber das Amt eines Assistenten für Ornament- und Figurenzeichnen. Dann trat Paris in seinen Gesichtskreis. Neben Studien an der Ecole nationale des Arts décoratifs besuchte der strebende junge Mann auch Vorlesungen an der Ecole des Beaux-Arts. Das war im Winter 1890/91. Im Herbst 1891 zog Weber ein zweites Mal für zwei Semester an die Seine, um seine Studien weiterzutreiben, und ein erster Preis für Figurenzeichnen an der genannten Schule für dekorative Kunst war der schöne Lohn seines Fleißes und seines Talentes. Auch in der bekannten Privatakademie Cola Rossis hat damals Weber für kurze Zeit seiner künstlerischen Fortbildung obgelegen. In die Schweiz zurückgekehrt, versah Joh. Weber vom Herbst 1892 bis zum Frühjahr 1905 die Stelle eines Zeichenlehrers an der thurgauischen Kantonschule in Frauenfeld. Diese pädagogische Tätigkeit wurde zu wiederholten Malen angenehm belebt durch Studienreisen nach München und in die Alpen seiner Heimat, sowie durch einen fünf Monate dauernden Aufenthalt in Paris im Jahre 1897. Damals hat Weber in der berühmten Akademie Julian, die so vielen Malern schon wertvollste Dienste geleistet hat, gearbeitet. Als Weber im Frühling 1905 seine Lehrstelle quittierte und nach Zürich überfiedelte, da stand ihm die freie Künstlerlaufbahn als lockender Lebensinhalt vor Augen. Die Pariser Aufenthalte hatten dieses Ziel in ihm zum Ideal werden lassen. Allein ein solcher Entschluß ist oft leichter gefaßt als durchgeführt. Die harte Notwendigkeit des Lebens ist nicht selten die Stärkere. Weber sah sich genötigt, nochmals der pädagogischen Tätigkeit sich zu verpflichten; er wurde Hilfslehrer am kantonalen Gymnasium in Zürich (1906). Ein Jahr hielt er es

in dieser Stellung aus. Und wieder finden wir Weber in Paris, und diesmal währte die Zeit neuen eifrigsten, energischeren Studiums ein volles Jahr (Frühjahr 1907 bis Frühjahr 1908). Wieder bot ihm die Akademie Julian, daneben aber auch das Atelier von Jean Paul Laurens die Mittel zum künstlerischen Wachstum. Zwei größere Kollektivausstellungen in der Meise in Zürich, 1908 und 1909, legten klares Zeugnis davon ab, daß diese Studienzeit eine wohl angewandte und fruchtbare gewesen ist. Paris in erster Linie hat Joh. Weber zum Maler erzogen, und mit der tiefsten Dankbarkeit für diese Kunststadt verbindet unser Künstler die Hoffnung, immer wieder auch künftighin dort für sein Schaffen die befruchtende Anregung und Förderung sich holen zu können.

Durchwandert man jetzt die schöne Ausstellung, die zur Feier der Eröffnung des prächtigen Zürcher Kunsthauses am Heimplatz veranstaltet worden ist, so findet man da auch fünf Arbeiten Johannes Webers im ersten Stock aufgehängt. Sie lehren den Bildnismaler Weber kennen. Nach der malerischen Seite hin ist ihnen allen ein breiter, impressionistischer Vortrag eigen, zugleich ein ausgesprochener Wille zur Helligkeit, ja zur leuchtenden, starken, gleichenden Sonnigkeit. Man fühlt es diesen Arbeiten an, daß der Maler sich nicht dem Atelier einseitig verschrieben hat, sondern daß sein Hauptanliegen dahingeht, die Objekte so darzustellen, wie sie im Freien, unter dem Anprall der Sonne, in der von Licht und Helligkeit völlig durchtränkten Luft sich darstellen. Mit robuster Entschiedenheit verfolgt Weber dieses Ziel und erreicht dadurch einen bemerkenswerten Eindruck von Leuchtkraft und saftiger Frische. Unter den im Kunsthaus ausgestellten Bildern befindet sich auch der im Profil dastehende alte Bauersmann mit dem breitkrämpigen Hut, die Hände auf den Stock gelegt, ein Bild kräftiger Gesundheit. Wer die Reproduktion dieses Bildes in unserm Heft (Seite 275) mit dem Original vergleicht, der wird den bedeutenden Unterschied zwischen dem Urbild und dem Abbild sofort innerwerden. Von der Sonnenfülle, in die alles getaucht ist, verrät die Reproduktion nur recht wenig; wohl aber läßt auch sie den breiten, wuchtigen Pinselstrich erkennen, die feste Bravour, mit der der Maler seine Farben hingeseht hat.

Der Plastiker im Atelier (Professor Graf vom Polytechnikum, s. S. 272) zeigt dieselbe Tendenz zu kräftiger Lichtwirkung und heller Gesamthaltung wie das recht wohlgeratene Porträt des klugen häuerlichen (aber keineswegs bäurischen) Thurgauer Dichters Alfred Hugenberg, der so glücklich in seine Umwelt hineingestellt ist (s. S. 273). Die lebendige Modellierung beider Köpfe braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Die Kontraste von Licht und Schatten, von Hell und Dunkel beherrschen das sympathische Knabenbildnis S. 277 und die lebende Frau S. 276. Eine lustige Sonnenstudie stellt der barfüßige Knabe im Tropenhut auf der Wiese dar (s. nebenstehende Abb.). Mit der frischen Impression steht die Formgebung nicht durchweg auf gleicher Höhe.

Ein neues Gebiet hat sich Joh. Weber, der übrigens auch recht wohl versteht, einen Landschaftseindruck rasch und lebendig festzuhalten, in jüngster Zeit noch erschlossen: die Darstellung des Pferdes. Schwere Arbeitspferde wählt er zu Modellen, in ihrer ganzen derben Kraft weiß er sie zu schildern. Man vergleiche vor allem das geschickt komponierte Bild „Heimkehrende Pferde“ S. 270, auf dem die Silhouetten von Tieren und Reiter sicher und fest von der hellen Luft sich abzeichnen. Dann locken den Maler die Reflexlichter auf den Pferdeleibern, also wieder das Spiel des Lichtes im Freien, das gewissermaßen das Zentralproblem von Johannes Webers malerischem Schaffen ist. Die zwei Fische an der Tränke (s. die Kunstbeilage) geben ein besonders schönes Beispiel dieser Domäne in des Malers Schaffens.

Man wird nach diesen erfreulichen Proben eines mit höchst achtungswerter Tatkraft ernster Kunstübung zielbe-



Johannes Weber, Zürich.

An der Sonne.

wußt hingegebenen, rastlos weiterstrebenden Schaffens der fernern Entwicklung und der künftigen Ernte des Malers Johannes Weber mit guten Hoffnungen entgegensehen dürfen. Ein gesundes Talent ist in ihm lebendig.  
H. T.

## Aus der Jugendzeit.

Novelle von Elisabeth Muz, Frauenfeld.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Bei der Heimfahrt lag die Lagune im Glanz der untergehenden Sonne, und über dem Turm von S. Giorgio stand die schmale Sichel des jungen Mondes und der Abendstern. Das Bild kann wohl keiner mehr vergessen, der es einmal gesehen hat.

In unserer Gondel war die Jugend, nämlich ein bairischer Offizier mit seiner reizenden jungen Frau — fröhliche hochzeitsreisende Leute — Fräulein Cécile, wir beide und der Doktor, der sich selbst lachend zu den Jungen gerechnet hatte. Und nicht mit Unrecht, gibt es doch genug Jünglinge in weißen und Greise in braunen Haaren! Man sang auf der Fahrt ein paar Lieder, die „Loreley“ und das „Heideröslein“, und die fremden Klänge gefielen unsern braunen Ruderern.

„Quant' è bello!“ riefen sie mit blitzenden Augen.

„Ja,“ sagte Cécile, „auch ich liebe die deutschen Volkslieder; aber die meisten klingen so traurig aus. Das arme Heideröslein! Immer habe ich Mitleid mit ihm gehabt, weil der wilde Knabe es wirklich brechen durfte.“

„Aber mein Fräulein,“ lachte der junge Offizier, indem er die Hand seiner jungen Frau ergriff, „der Sänger des Heiderösleins, unser großer Goethe, hat wohl gewußt, daß die Blumen eben dazu auf der Welt sind, von uns gebrochen zu werden. Was hätte das arme Röslein auch davon gehabt, wenn es auf der Heide verblüht und zur Hagebutte geworden wäre?“

„O, über die Eitelkeit der Männer!“ scherzte die junge Frau. „lebrigens bitte ich um Verzeihung, wenn ich meinem Herrn Gemahl widersprechen muß. Goethe hat recht gut gewußt, daß man die Blümlein nicht immer zu pflücken braucht, um sich ihrer zu freuen, daß man sie vielmehr auch ‚mit allen den Würzlein‘ ausgraben und ‚im Garten am hübschen Haus‘ wieder pflanzen kann. Sie kennen doch das reizende Liedchen ‚Gesunden‘, liebes Fräulein?“

„Gewiß,“ sagte Cécile, „und ich liebe es. Aber selbst dann — wer weiß, ob es dem Waldblümlein in der Gartenerde wohl ist?“

„O,“ rief dein Vater eifrig, „das würde doch wohl nur von der Liebe und Sorgfalt des Gärtners abhängen!“

War es der Abendstern, der bei diesen Worten das Mädchen plötzlich erröten ließ?

„Ach Kinder, ihr seid langweilig!“ brummte der Doktor. „Gebt das Streiten nur auf; denn ihr kommt doch an kein Ende, und der Abend ist viel zu schön dazu. Fräulein Cécile, singen Sie uns lieber noch ein Lied!“

„Gern,“ sagte sie schnell.

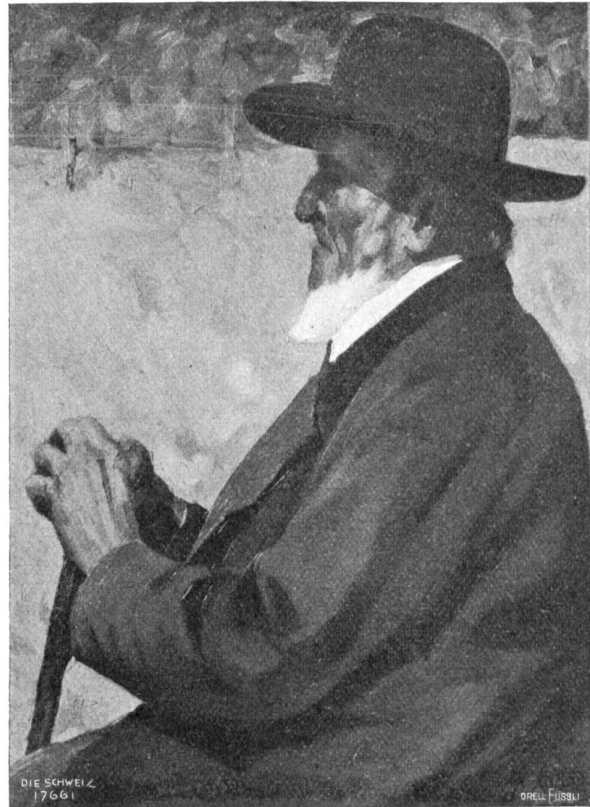
Und dann sang sie mit ihrer weichen Altstimme das schöne Lied der sizilianischen Fischer, dessen Weise uns allen aus der Kinderzeit und der Weihnachtsstube lieb und vertraut ist. «O sanctissima», klang es feierlich über das stille Wasser.

An jenem Abend fanden wir auf unserem Zimmer einen Brief von zu Hause, von deinem Großvater. Er war verwundert und ungehalten, weil wir noch immer in Venedig steckten, und verlangte energisch, wir sollten mit der Reise vorwärtsmachen.

„Was nun?“ fragte Hans, indem er mir den Brief reichte.

„Nun,“ erwiderte ich ziemlich kleinlaut, als ich gelesen hatte, „da packen wir eben unsere Siebensachen; es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.“

Aber da stand er fernengrade vor mir, der schöne, große Mensch, und rief, mich bei den Schultern packend:



Johannes Weber, Zürich.

Alter Bauer.

„Wenn ich aber nicht kann? Mensch, siehst du denn nicht, daß ich nicht kann?“

Ich erschrak wahrhaftig bei dieser plötzlichen Leidenschaft; doch tat ich nicht dergleichen und sagte möglichst ruhig:

„Das kann jeder sagen, und man kann, was man muß.“

„Nein, das kann nicht jeder sagen,“ brauste er auf, durch meine scheinbare Kälte gereizt. Und dann plötzlich in ganz anderm Ton:

„Friedel, lieber alter Friedel, du hast mich noch nie im Stich gelassen; tu' mir den einzigen Gefallen und reise allein weiter!“

Nun mußte ich lachen, obwohl mir's nicht darnach zu Mut war.

„Bitte,“ sagte ich, „wie denkst du dir das? Meinst du, dein Vater würde so ohne weiteres Ja und Amen dazu sagen?“

Daran freilich hatte er nicht gedacht — ich glaube, er hatte überhaupt nichts gedacht. Und da saß er nun an dem kleinen Sofa, stützte die Ellenbogen auf und vergrub die Finger in seinen blonden Locken. Plötzlich sprang er auf. „Friedel,“ fing er wieder an, „wenn du mir helfen wolltest, es ginge doch. Höre nur zu: Du gehst allein weiter. Du schreibst mir von Florenz ausführliche Briefe, und ich komponiere darnach eigene nach Hause, die du spedieren mußt. Das merkt kein Mensch, und unterdessen — vielleicht . . .“

„Hans,“ unterbrach ich ihn, „du bist nicht bei Sinnen! Das wäre ja ein ganz gemeiner Betrug! Ich kann das nicht, nein gewiß nicht! Ich hasse das Lügen, nicht aus Tugend, nein aus Instinkt, es geht mir einmal gegen die Natur. Und schließlich auch aus Klugheit; es kommt doch nie etwas Gutes dabei heraus!“

„Ja natürlich,“ sagte er kleinlaut, „du hast wieder einmal recht! Es wäre ja eine abscheuliche Gemeinheit meinem alten Herrn gegenüber. Aber Friedel, was soll ich machen?“